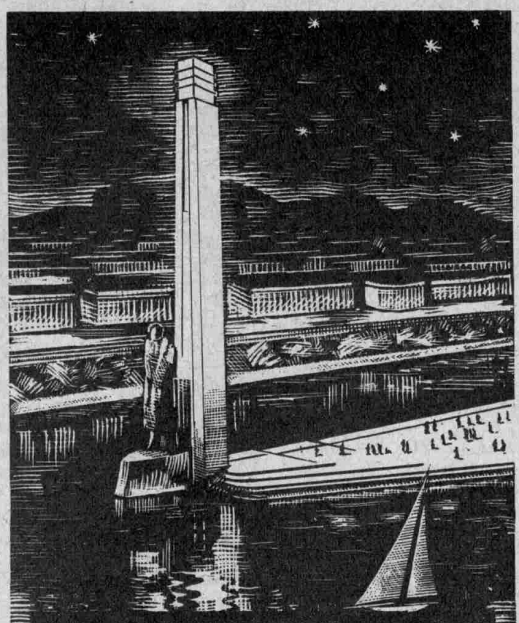
wenn alle an Bord der "Thetis" die Gelegenheit gehabt hätten, das Boot zu verlassen und alle noch die Kraft besessen hätten, so hätte der Vorrat an Sauerstoff nicht gereicht, um auch dem letzten Mann die Möglichkeit zu geben, auf diese Weise dem Tode zu entrinnen. Dazu kommt nun noch, daß wenige die notwendige körperliche Widerstandskraft besitzen, um diesen Aufstieg fertig zu bringen. Es ist dabei auch eine unglaubliche Selbstbeherrschung notwendig, die eine Bemannung, welche eine Zeitlang in einem Tauchboot eingeschlossen war, nicht mehr besitzt.

Diese Rettungsart kann außerdem bloß in dem Falle gelingen, wenn alle Faktoren günstig sind. Wenn beispielsweise die Säure aus den Akkubatterien gelaufen ist, kann nicht bloß Kurzschluß entstehen, sondern besteht auch die nahe Möglichkeit, daß sich Chlorgas entwickelt, wodurch der Erstickungstod unvermeidlich ist. Auch kann das Boot, wenn es in tiefem Wasser gesunken ist, plattgedrückt werden, was bei einer Tiefe von über 150 Meter der Fall sein kann.

Sieht die Bemannung keine Möglichkeit vor sich, selber die Oberfläche zu erreichen, so ist sie ganz abhängig von den Rettungsbemühungen, die von außen ins Werk gesetzt werden. Daß diese nicht immer mit Erfolg gekrönt sind — das Gegenteil ist leider oft der Fall — mußte man leider auch beim Fall der "Thetis" erleben.

Praktisch gesprochen, sind die Unterseeboote erst seit Beginn dieses Jahrhunderts im Gebrauch, aber entsetzlich lang ist bereits die Liste der Katastrophen, die dadurch verursacht wurden. Kein Jahr ist vorüber gegangen, ohne daß zahlreiche Schlachtopfer zu betrauern gewesen sind. Wenn wir die Kriegsjahre nicht mit einrechnen, sind seit 1904 zweiunddreißig Fälle zu verzeichnen, bei denen insgesamt hunderte Menschen einen abscheulichen Tod gefunden haben. In diesem Jahr haben bereits 187 Seeleute ihr Leben in den stählernen Wänden eines Unterseeboots auf dem Boden der See lassen müssen.

Ein entsetzliches Mene Thekel, dieser vorzeitige Zoll an den Kriegsgott, dem in unserer unruhvollen Zeit stets größere Opfer durch die Menschheit gebracht werden.



Ein grossartiges Zeugnis der Arbeitsamkeit eines Volkes. Die schönsten Kundgebungen in allen Sparten der Kunst, der Technik und des Sports.

INTERNATIONALE WASSER - AUSSTELLUNG

LÜTTICH 1939

MAI - NOVEMBER

HAVAS

Der Hund von Andorra

Serro liegt in der Sonne und schläft. Das Fell des großen, geschmeidigen Schäferhundes glänzt im grellen Licht der Mittagsstunde.

Ein Pfiff. Serro hebt den Kopf, blickt zum Haus hinüber und horcht dann dem Ruf. Langsam und zögernd tut er es. Ein schweres Stück Arbeit wartet auf ihn; er weiß es aus vielfacher Erfahrung.

"Sind die beiden Säcke auch wasserdicht?" fragte Pedro besorgt.

"Keine Sorge," erwidert Juan. "Jeder Sack enthält ein Kilo. Wir werden sie Serro diesmal auf den Rücken binden, anstatt sie wieder unten an seinem Bauch zu verstecken. Sonst könnten sie unterwegs wieder aufreißen, und die ganze Ware würde zum Teufel gehen ..."

"Und das schöne Geld ebenso," seufzte die alte Dolores ängstlich.

Serro wird angeschirrt. Alle stehen gespannt um ihn herum. Ihre Augen ruhen prüfend und besorgt auf den beiden Oeltuchsäcken.

Die alte Dolores fährt dem klugen Hund mit warmer Liebkosung über das Fell.

Dann stellen sie Serro eine Schüssel Milch hin und daneben einen Teller Fleisch. Der Hund frißt und trinkt hastig, als müsse er sich für einige Tage im voraus sättigen. Dann springt er rasch und nervös auf. In seinem Blick liegt die flackernde Angst eines gehetzten Wildes.

"Vorwärts, Serro!"

"Gott schütze dich," sagt die alte Dolores und schlägt verstohlen ein Kreuz.

"Braver Serro," ruft Pedro zuversichtlich. "Los, such Yreguy!"

Seine Hand deutet nach den Bergen, die die Täler von Andorra von den französischen Abhängen der nördlichen Pyrenäen trennen.

Serro stutzt, blickt sich zaudernd um, jagt dann quer über die Felder den Bergen zu und ist bald hinter den Büschen verschwunden.

"Gott schütze ihn!"

Steil bohren sich die 3000 Meter hohen Felsen des Mont Perdu in die klare Luft der östlichen Pyrenäen. Tiefe Klüfte zerfetzen die Gesteinsmassen, die nie von einem Sonnenstrahl erhellt und durchwärmt werden.

Serro keucht über den Mont Perdu. Seit drei Stunden ist er unterwegs, einmal im Lauf, einmal durch das Gebüsch schleichend, dann wieder sich knapp an die Felswand pressend. Ueberall ist sein Blick; überall lauscht sein Ohr. Seine Witterung tastet sich vor, scheu, angstvoll und doch sicher.

Jetzt hat er die Quelle erreicht, lagert sich keuchend und schlürft in mächtigen Zügen.

Dann streckt er sich hinter verkümmerte Akazien, um den Anbruch der Nacht abzuwarten.

Das ist notwendig. Serro weiß es. Er kennt den Weg, und er kennt die Menschen. Er weiß, daß dort Leute mit Gewehren lauern und auf ihn schießen werden, sobald sie ihn erblicken.

Serro blickt zurück und sieht weit unten im letzten Abendschimmer Encamp aufleuchten, wo zwei Männer und eine alte Frau um ihn bangen. Vor ihm, dort hinter dem Fluß beginnt Frankreich. Da steht ein kleines, einsames Haus, und vor der Tür dieses Hauses wartet Yreguy.

Serro windet sich den Berg hinab. Geschickt umgeht er im rasch niederfallenden Dunkel die gefährlichen Schluchten. Dann durchquert er den schmalen Wald. Die Fluten des Cinca glitzern wie wandernde Silberstreifen im fahlen Mondschein. Serro spannt alle seine Kräfte an. Zweimal ist er an dieser Stelle des Weges bereits angeschossen worden. Das darf nicht wieder vorkommen. Lauernd steht er im Schatten. Dann, als seine aufgepeitschten Sinne nichts Verdächtiges wahrnehmen, springt er mit kurzem Anlauf in den Fluß.

Mit allen Kräften schwimmt er langsam vorwärts. Jetzt dient ihm ein Stein, dann ein Baumstamm als Stütze. Hin und wieder versinkt er in einer tiefgehenden Welle. Dann bohren sich seine Pfoten in dem steil ansteigenden Ufer. Im Augenblick hat er die Böschung bezwungen und rast nun im Galopp über die Waldlichtung. Dann kommen die ersten Stämme, und jetzt verschlingt ihn das dichte Gebüsch.

Währenddessen wandert vor dem kleinen Hause am Nordabhang ein alter Mann ruhelos auf und ab. Hin und wider blickt er scharf nach Süden. Dann zieht er eine uralte, kugelförmige Taschenuhr hervor, wie sie heute nur noch die Bauern zu beiden Seiten der Pyrenäen tragen.

Der alte Mann ist Yreguy. Sein kleines Haus hinter ihm ist so windschief und knorrig wie er selber, und die Campanile der kleinen Dorfkirche macht denselben Eindruck.

Yreguy kaut an seiner längst erkalteten